

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Auch ein Erziehungsroman
Autor: E.Z.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587767>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auch ein Erziehungsroman.

Aber kein Lehrhafter! Es wird nicht ein Problem von irgendwie allgemeiner Bedeutung gestellt und bearbeitet. Es ist keine Tendenz da, oder es liegt wenigstens keine an der Oberfläche. Es wird sich finden, daß ja schon auch da eine gewisse Grundwahrheit sich abstrahieren, eine Lehre ziehen lassen wird, aber doch sehr nebenher und nicht als eigentlicher Inhalt. Dazu sind die Voraussetzungen viel zu eigenartig, als daß, was daraus sich entwickelt, von dieser Seite her sein Interesse haben könnte. Es ist also, mag noch soviel von Erziehung die Rede sein, vor allem der Roman, der uns interessiert.

Daß wir es gleich vorausschicken, besagter Roman endigt auf die allerharmloseste Weise von der Welt im Zuchthaus.

Wie kommt unser Held ins Zuchthaus? Wie sovieler andere: durch die Ueberpannung seiner Ansprüche ans Leben. Durch das Mißverhältnis zwischen der Wirklichkeit und der Illusion, die er über die Welt und sich selbst hat. Wie aber kommt einer zu solchen Illusionen über die Welt im allgemeinen, insbesondere aber über die Stellung seines eigenen hohen und lieben Ich darin? Die Vorbedingungen sind leider nur allzureichlich vorhanden, selten aber in so anmutiger Originalität, womit beileibe nicht unmittelbar gesagt sein soll, daß es in unserem Fall so habe kommen müssen, nicht anders hätte kommen können. Unheimlich plausibel bleibt aber der Gang der Dinge in unserer Erzählung von Karin Michaels, aus dem Dänischen überfetzt von W. Thal und Dr. Harding, Verlag von Albert Köhler, Berlin.

„Der Sohn“ lautet der Titel. Wessen Sohn? Das ist das nie gelüftete Geheimnis, das erfahren wir nie. Wenn man sich dabei nur beruhigen könnte nach der wohligen Devise des andern: *Le doute et l'ignorance sont les meilleurs des oreillers*. Der Findling hätte sich vielleicht dermaßen abgefunden, wenn er ins richtige Nest geraten wäre. Soviel Vorsicht nun geboten ist in der Wahl der Eltern, nicht weniger scheint sie es zu sein nach dem, was unsern Helden geschieht bei der Wahl der Pflegeeltern. Die sind nämlich in aller Unschuld an allem Unheil schuld — eben in der harmlosesten Weise. Die Tragik, die sich an ihnen vollzieht, ist somit eigentlich die größere, schwerere. Und damit kommen wir darauf, daß eigentlich gar nicht der der Held ist, welcher dem Buch den Titel zu geben scheint, sondern die Mütter. „Die Mütter“ könnte oder sollte es vielleicht heißen. Er ist doch eigentlich mehr als Objekt zu bezeichnen. Subjekt sind die Mütter. Held ist das Kleeblatt. Kleeblatt sagen wir, ob es auch in der glückbringenden Rolle verjagt, die ihm seine Vierblättrigkeit auferlegt; denn ihrer viere sind es. Vier Schwestern. Je zwei davon noch gar Zwillinge. Und gleich hintereinander sind sie erst noch gekommen, ihrem kleinen, in Träumen und Seifenblasen und Stimmungen lebenden Vater, dem rührenden, drolligen Flachmalerlein im stillen Landstädtchen im südlichen Jütland. Zur Ansiedelung in Kopenhagen sind sie auch sonderbar genug gekommen. Ihr kleines Erbhospital haben sie dort auf die Bank gebracht, weil sie nicht mehr den Mut und die Kraft in sich fühlten, den Schatz selbst zu hüten. Von den Eltern beisammen auf der Welt zurückgelassen, haben sie keine, auch nicht die leiseste Ahnung von Welt und Menschen, etwa einige Bruchteile, die sich an den Fingern abzählen ließen und sie nicht weiterdrachten. So hätten sie dahingelebt, eng zusammengedrängt, fast gepfercht, in der Angst vor der Außenwelt, wuchsen zusammen, daß sie



Die Strážburger Hütte an der Scelaplana gegen den Panüeler Schroffen.

fast waren wie die bekannten Siamesen. Zu leben hatten sie. Aber dieser Geldbeutel — „Die Sparkasse in Vesleby konnte Bankrott machen,“ hatte die Mutter gesagt. „Sie sollten lieber selbst das Geld sorglich vor Dieben und Landstreichern hüten.“

Dieser Geldbeutel —

„Am Abend schoben sie mit gemeinsamen Kräften den großen eisernen Kiesel vor die Küchentür, verschlossen die gute Stube und verschlossen die doppelte Gartentür. Aber was half das? Böse Menschen konnten durch den Schornstein gleiten — das war der fürchterlichste Gedanke.“

Und so weiter.

„Das Aufwartemädchen, das in dem Verschlag unter der Treppe schlief, wurde weggeschickt. Ihr Vater war ein Zigeuner, und auf solche Leute konnte man sich nicht verlassen. Nun mußten sie alles selbst verrichten. Und das war schwer genug für die kleinen, zarten Hände. — Wenn es gewitterte, waren sie ganz elend. Dann legten sie das Geld in den großen Kupferkessel, füllten den Deckel darauf und verstaute den Kessel auf dem obersten Bord in der Speisekammer. Solange das Gewitter dauerte, standen dann die vier Schwestern eng umschlungen und weinend in der verschlossenen Speisekammer, alle vier unter einem französischen Schawl...“

Und so weiter.

Schließlich kamen sie auf die Idee, nach Kopenhagen zu fahren und das Geld dort drüben in der großen neuen Bank zu verwahren, wo es Keller von Granit und Geldschränke von Eisen gab. Aber die Meerfahrt ist eine so schreckliche Sache gewesen, daß sie zur Vermeidung der Wiederholung lieber gleich in der Hauptstadt Quartier nehmen und das Haus daheim einem Notar anvertrauen.

Und so lebten sie denn nun und kamen in die Mitte der Dreißiger und lebten vom Träumen und Zeitungslesen. Das Feuilleton war ihr Lebensnerv. Und vom Feuilleton kam denn auch alles. Denn da lasen sie vom Findelkind, das eigentlich ein Grafenkind war. Und nun hatten sie ein Ideal, wie ihr seliges Väterchen, das zeitweilen von einer Seifenblase geträumt, die ewig nie plaken und groß und schön stüt am Himmel bleiben sollte. Was er dafür alles aus seiner Pfeife blies, war ihm auch nicht gut bekommen. Aber davon wußten sie nichts. Und wenn sie es auch gewußt hätten, einen Schluß gegen ihre Romantik hätten sie kaum daraus gezogen.

Ihre Seifenblase für ihr Firmament war nun also das Findelkind; denn sie holten sich wirklich eines. Es war ein Biblein. Daß es ein Gräslein und zum mindesten das sein

müsse, lag für sie schon im Wesen und Begriff des Findexindes dermaßen fest beschlossen, daß man allen Bieren gleich eher den Kopf hätte ab-, als diese Idee ausreißen können. Wie dann die vier armen, unkundigen alten Jungfern in gegenseitiger Eiferjucht um die Wette aus dem Büblein ihren Gott und aus dem Jungen ihren Herrn und Tyrannen gemacht, wie dann das feine Bürschen im Umgang mit unechten Damen und unechten Banknoten ganz andere Früchtlein zu zeitigen kommt, als ihre Einfalt jemals ahnen wird, das wird uns nun sehr rührend erzählt. Wie die vier alten Töchter dann über Land wandern und in stiller Scheu und Andacht die Mauern seines Zuchthausfes umschleichen und wie sie ihn begraben, nachdem er ihrer Pflege bar darin erloschen, wie sie nie und nimmer an ihm zweifeln, nicht an seinem „Reinwaschen alter Banknoten“ und nicht an der Genialität und Rechtmäßigkeit

seines Tuns, als die Wahrheit an den Tag kommt, das ist nun wirklich unseres Wissens wieder einmal ein Stück neuer, bisher ungesungener Poesie. Es ist nicht zufällig von einer Dänin entdeckt worden. Es ist an dem längst so herrlich erwachsenen Baum der intimen Schilderung des Gemütslebens, der Stimmung, des Milieus gereift. Die Uebertragungen aus der Belletristik des Nordens machen den verdienstlichsten Teil des Werkes aus, das von der unsern Lesern längst und eben im wesentlichen mit diesem Gebiet eingeführten Thalschen Leberzeigerfirma ausgeht. Die Wiebergabe ist auch nicht übel, läßt aber da und dort noch auf Vervollkommnung hoffen. Nicht am Können, sondern an der Aufwendung von ein klein wenig mehr Sorgfalt oder vielleicht mehr Geschmack wird es liegen, ob wir diesen Einwand bei einer künftigen Bekanntschaft werden unterdrücken können.

G. 3.

Die Straßburger Hütte an der Sceaplana.

Zu umstehenden Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.



Das Grab des österreich. Generals Ludwig Freiherrn von Gablenz auf dem alten Neumünster Friedhof in Zürich.

Die Sektion Straßburg des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins hat im Gebiet der Sceaplana eine großartige Weg- und Hüttenanlage erstellt, die Mitte August mit einer hübschen alpinen Feier eingeweiht worden ist. Die Sceaplana ist die höchste Erhebung (2969 Meter) der die Grenze zwischen der Schweiz und Vorarlberg bildenden Rhätikonkette und überhaupt einer der schönsten Aussichtspunkte in den Ostalpen. Leider wird sie des mühevollen Aufstieges wegen viel zu wenig besucht. Es führen drei Wege auf den Berg, der kürzeste, aber steilste von Seewis im Prättigau, die zwei andern mit gemeinsamem Ausgang von Bludenz, der eine über den Lünnersee, der andere durchs Zalmthal über den Brandnerferner. Der letztere ist es, den die Straßburger in hervorragender Weise ausgebaut und durch zwei Schutzhütten ausgestattet haben, eine im obern Zalmthal, 1800 Meter hoch, und die andere am Rande des Brandnerferners, 2700 Meter hoch gelegen; von der obern Hütte ist die Spitze der Sceaplana in zwei Stunden leicht zu ersteigen. Die obere Hütte ist zum ständigen Wirtschaftsbetrieb eingerichtet und enthält außer Massenlager noch 32 Betten. Die ganzen Anlagen haben über 50,000 Franken erfordert, ein Betrag, wie ihn nur die reichen deutschen Alpenvereine aufzubringen imstande sind. Die Hütte ist ein Bindeglied zwischen den bereits im Rhätikongebiet vorhandenen Unterkunfthütten und ermöglicht mit jenen zusammen prächtige mehrtägige Höhenwanderungen.

A. Krenn, Zürich.

Ein vergessenes Soldatengrab.

Zu beistehender Abbildung nach photographischer Aufnahme des Verfassers.

Auf dem alten, seit langer Zeit nicht mehr benutzten Neumünster Friedhofe in Zürich lagen seit seinem freiwilligen Ableben die Gebeine des tapfern österreichischen Generals der Kavallerie Ludwig Freiherrn von Gablenz. Bei seinem in Zürich lebenden Bruder zu Besuche weilend, hat er sich am 28. Januar 1874 in einem Anfall von Schwermut durch einen Schuß ins Herz entleibt. Halbvergesen von der Nachwelt, hob sich seine Ruhestätte in keiner Weise von den Nachbargräbern ab, und wenn das Grab nicht bekannt oder wer nicht im Vorübergehen zufällig die halbverwitterte Inschrift entzifferte, der ahnte nicht, daß hier einer der tapfersten und tüchtigsten Generale Alt-Oesterreichs schlief. Noch wenige Jahre, und der Gottesacker wird, wie so mancher andere schon, zur Ueberbauung freigegeben werden. Dies mag in erster Linie Veranlassung gewesen sein, daß die wenigen noch lebenden Angehörigen des Generals im Verein mit dem nordböhmischem Kriegerbunde sich für eine Ueberführung der Gebeine des Toten nach der Heimat bemühten. Auf dem Gablenzhügel in Trautenau, wo den Oesterreichern 1866 unter Gablenz' Führung das erste und einzige Mal das Waffenglück lächelte, sollen die Ueberreste des Feldherrn eine dauernde Ruhestätte finden. Die Exhumierung der Gebeine hat am 19. September stattgefunden, und am 27. soll in Trautenau mit großem militärischem Gepränge die Beisetzung stattfinden.

A. Krenn, Zürich.